

## Armut, Sprachlosigkeit und die Seuche

**Am 1. Dezember ist Welt-Aidstag. In Zimbabwe ist jeder vierte Erwachsene mit dem HIV-Virus infiziert. Auf die Hilfe der Regierung können die Betroffenen nicht hoffen.**

Tariro bohrt in der Nase. Er beobachtet die Besucherinnen genau. Die kurze Weste über dem runden Kinderbauch wird von Sicherheitsnadeln zusammengehalten. Die dünnen Beine stecken in einer zerschlissenen Hose. Sie hat dieselbe rotbraune Farbe wie die festgestampfte Erde zwischen den Hütten. Im Schatten der Kochstelle liegt die Mutter des Jungen, trotz der Hitze in eine wollene Decke gehüllt. Heute geht es ihr nicht gut. Deswegen ging Tariros neunjährige Schwester morgens nicht zur Schule. Sie bringt der Kranken Wasser. Sie macht Feuer und, wenn Maismehl da ist, kocht sie abends Sadza für die jüngeren Geschwister. Tariro drückt sich eng an den Türpfosten. Er kennt eine der Frauen, die gekommen sind: Etta. Sie schaut immer wieder vorbei, fragt, wie es der Mutter geht und spricht mit ihr. Dann bringt sie der Familie etwas zu Essen. Manchmal hat sie auch ein Bonbon in der Tasche.

Etta Dendere ist Mitarbeiterin in einem Aidsprojekt der katholischen Kirche. Wie Tariros Familie lebt sie in Hatcliffe, einer Slumsiedlung aus Karton, Gras und Plastiksäcken, weit ausserhalb des Stadtzentrums. Rund 15 000 Menschen drängen sich hier auf engstem Raum. Durch die dünnen Wände hören die Nachbarn jeden Familienstreit. Viele sind krank: Aids, Tuberkulose und andere Infektionen. Als in den neunziger Jahren die englische Königin Zimbabwe besuchte, wurde ein Teil der hiesigen Bewohner von den Strassen Harares hergebracht. Verschönerung des Stadtbildes. Eine andere Gruppe kam von den Farmen, als es während der grossen Dürre keine Arbeit mehr gab. Es sind Einheimische, aber auch Zugewanderte von Malawi, Zambia oder Mozambique, die meisten ohne festes Einkommen. Wieviele von ihnen mit HIV infiziert sind, weiss man nicht. Niemand hat Geld für einen Test. «Vielleicht sind es 50%. Aber was bedeuten schon Zahlen? – Man muss sehen, wie die Leute hier leben und wie sie sterben», meint die Leiterin von Etta Denderes Projekt.

### «Das Schlimmste ist der Hunger»

«Das Schlimmste ist der Hunger», sagt Etta Dendere. Wie soll sie jemanden beraten, wenn dem Gegenüber der Magen knurrt? Wenn der einzige Gedanke der nächsten Mahlzeit gilt? Nahe bei Tariros Zuhause trauert eine Familie. Etta Dendere geht hinüber um

nach afrikanischer Sitte ihr Beileid auszusprechen. «Die Grossmutter hat sich das Leben genommen», erzählt sie hinterher. Sie habe den Druck nicht mehr ausgehalten, ohne Geld, ohne Essen. Für acht Enkel, Kinder von drei verschiedenen Kindern, hatte die alte Frau zu sorgen, die Eltern sind alle gestorben. Wer übernimmt nun die Verantwortung? «Der Älteste», sagt die Aidsberaterin. Der Junge zählt dreizehn Jahre – in Hatcliffe sind Kinder früh erwachsen. Etta Dendere und ihre Helferinnen werden die Familie besuchen. Kinderfamilien brauchen besondere Unterstützung. Während die grösseren unterwegs sind, um irgendwo ein wenig Geld oder Nahrung aufzutreiben, wachsen die jüngeren Geschwister beinahe wild auf. Es ist niemand da, der ihnen sagt, was recht ist, dass man sich waschen muss, dass man zur Toilette geht und nicht irgendwo – «Auf dem Land ist es besser», sagt Etta Dendere.

Auf dem Land leben die Menschen in Grossfamilien, können Grosseltern, Onkel, Tanten im Notfall einspringen und die Sorge für die Waisenkinder unter sich aufteilen. Die Leute haben Land, das gepflügt und bebaut werden kann, für Mais, Gemüse, und man kann sich auch Hühner halten oder Kaninchen. – «Hier in Hatcliffe kostet alles Geld, selbst das Feuerholz», sagt Etta Dendere. «Um etwas zu verdienen, gehen die Frauen zu den Farmen, sie haben gar keine Zeit für einen Garten.» – Dennoch leiden die Menschen auf dem Land nicht weniger unter den Folgen von Aids als irgendwo. So viele jüngere Erwachsene sterben, dass selbst Grossfamilien je länger je mehr überlastet sind. Den Grosseltern fehlt heute das Geld um Saatgut zu kaufen – woher sollen sie die Mittel nehmen um ihre Enkel zu ernähren, zu kleiden und zur Schule zu schicken?

In einem Dorf im Süden lebt die Mutter von drei Kindern. Sie ist alleinerziehend, die Familie wohnt in einem einzigen Raum, eigenes Land besitzt sie keines. Um die Zimmermiete und das Nötigste zum Leben aufzubringen, geht die junge Frau abends in die Bierhallen. Meist kommt sie mit einem Mann zurück und heisst die Kinder zu schweigen. Doch diese mögen nicht, was die Mutter tut und machen oft Lärm. Deshalb haben sich die Nachbarn bei der Vermieterin beschwert, welche der Frau nun mit Kündigung droht. Weshalb sie nicht auf den Markt gehe, irgendetwas verkaufe, wie viele andere, wird diese gefragt. Doch die 22-jährige mag nichts anderes tun. Sie will tagsüber nicht unter die Leute. Ob sie keine Angst habe vor Aids? «Ich weiss nicht», sagt sie und – mehr wie eine Frage – fügt sie an: «Vielleicht habe ich Glück?»

## Sex – ein tödliches Tabu

«Die Geschichten gleichen sich», sagt Etta Dendere leise. Bevor sie nach Hatcliffe kam, hat sie mehrere Jahre an einem Landspital als Aidsberaterin gearbeitet. Das Schicksal der Frauen liegt ihr besonders am Herzen. «Bei uns fällt es vielen Frauen schwer, sich den Männern gegenüber durchzusetzen», erzählt sie. Im traditionellen Verständnis der Ehe hat in erster Linie der Mann das Sagen, auch was die Sexualität anbelangt. Über dieses Thema wird zudem kaum gesprochen, nicht zwischen Ehepartnern und nicht zwischen Eltern und Kindern. «Wie wollt ihr eure Söhne und Töchter schützen, wenn ihr nicht mit ihnen über Sex redet?» hat Etta Dendere von Aids betroffene Frauen gefragt. «Sprich du mit ihnen», kam die Antwort. Etwas anderes sei nicht möglich, es sei zu privat.

Die Tabuisierung des Themas steht der Präventionsarbeit im Weg und welche Art von Prävention die richtige sei, darüber ist man sich landesweit nicht einig. Die Regierung setzt auf Kondome, die Kirche, insbesondere die katholische, auf Moral. So gibt es in den Läden Präservative zu kaufen – «ein Freund fürs Leben» steht auf der Packung – während in den ländlichen Missionsspitalern Plakate hängen, wie: «Der Gebrauch eines Kondoms ist wie Seiltanzen – ein Ausrutscher kann tödlich sein.» oder einfach: «Treue ist die einzige Sicherheit.» Bis jetzt scheinen beide Wege wenig gebracht zu haben.

### «Nie wieder ein Mann im Bett»

Etta Dendere setzt auf das Gespräch und auf individuelle Beratung. «Manche reagieren nicht. Sie sagen: ‚Der Tod war immer schon auf Erden.‘ Aber einige verstehen, worum es geht. Sie machen den Unterschied aus.» Mai Jenika zum Beispiel, die Mutter von Jenika. Die Frau vom Land hat die Geschichte der vielen selbst erlebt: Heirat, Kinder – dann fing der Mann an viel Bier zu trinken, hatte ein paar Freundinnen, kam spät nach Hause oder gar nicht. Sie wusste von der Gefahr, die von seinem Verhalten ausging, doch dachte sie erst, es sei ohnehin schon zu spät. Dann hatte sie Gelegenheit einen HIV-Test zu machen. Das Resultat war negativ.

«Als ich erfuhr, dass ich noch nicht infiziert bin, habe ich für mich eine Entscheidung getroffen: Nie wieder ein Mann im Bett», erzählt sie. Das Risiko sei ihr zu gross und das Leben wertvoll. Sie hat sich scheiden lassen, vor Gericht bekam sie Recht. Seither schlägt sie sich und ihre beiden Kinder alleine durch, mit Hühnerzucht und Gelegenheitsarbeit. Mai Jenika ist geschickt und selbstsicher, sie hat Ideen und die unerschütterliche Ausdauer der Shonafrauen. Der Mann hat wieder geheiratet. Er lebe jetzt mit fünf Frauen zusammen. Und er möchte, dass seine erste Frau zurückkommt.

Mai Jenika lacht: Ganz sicher geht sie nicht. Sollen die Nachbarn reden, soviel sie wollen.

«Wir Frauen können uns gegenseitig unterstützen», sagt Etta Dendere. Aidsprävention sei etwas, was nicht für die Leute getan werden kann, sondern nur mit den Leuten, mit den Betroffenen selbst. Auch Etta Dendere ist HIV-positiv, vor zehn Jahren hat sie es erfahren. In der Arbeit mit betroffenen Frauen erlebt sie: «Ich bin immer noch wichtig, ich spreche für andere und ich heile auch mich selbst.» Früher wusste sie fast nichts über diese Krankheit, heute ist sie Expertin, erhält aufgrund ihrer Arbeit monatlich ein Magazin über neuste Therapieformen.

### «Gesünder, wenn man glücklich ist»

Doch davon spricht sie nicht mit den Frauen in Hatcliffe. «Das ist für Leute, die Geld haben. Wir müssen uns fragen, was wir mit unseren Mitteln erreichen können. Mit dem Essen etwa. An anderes sollen wir gar nicht denken.» Das Wissen darum, was man alles nicht hat, kann auch krank machen. Besser ist es, regelmässig zusammensitzen, Sorgen und Ängste miteinander zu teilen. Oft wird unter den Frauen gescherzt und gelacht. Die Beraterin verzieht das müde Gesicht zu einem Lächeln: «Man ist gesünder, wenn man glücklich ist.»

Tariro versteckt die Hände hinter dem Rücken. Heute hatte Etta kein Bonbon dabei. Vielleicht beim nächsten Mal. ‚Tariro‘ heisst ‚Hoffnung‘ in der Shonasprache. «Die Menschen hoffen immer etwas», sagt Etta Dendere, als sie den Namen übersetzt.